

Das
Waldviertel



N e u e f o l g e

1952 Nr. 4



INHALT DES 4. HEFTES 1952.

Stiftsarchivar P. Gregor Schweighofer: Zur Gründung des Stiftes Altenburg.
Friedl Oesterreicher: Franz Traunfellner, ein Waldviertler Künstler.

Dr. Heinrich Rauscher: Aus einem Protokollbuch der Karlsteiner Amtskanzlei.

Karl Höfer: „Fahrendes Volk“

Bezugsgebühren der Zeitschriften des Waldviertler Heimatbundes (im Vierteljahr): Nichtmitglieder: 12.— Schilling für beide Zeitschriften, 3.— Schilling für die „Waldviertler Heimat“, 9.— Schilling für „Das Waldviertel“. Mitglieder: 10.— Schilling für beide Zeitschriften, 2.50 Schilling für die „Waldviertler Heimat“.

Waldviertler und Freunde des Waldviertels!

Die ersten Folgen unserer Blätter haben bei den meisten Beziehern guten Anklang gefunden. Dies veranlaßt uns, von der vierten Folge Probehefte an Anschriften, die die früheren Hefte nicht erhalten haben, zu senden.

Wir hoffen, daß auch diesmal die Empfänger unsere Bestrebungen, der Heimat zu dienen, dadurch unterstützen, daß sie entweder Mitglieder unseres Vereines werden oder aber diese Hefte als Zeitschriftenbezieher bei sich aufnehmen.

Wer sich nicht entschließen kann, das Heft zu behalten, wird gebeten, uns dieses Heft bis längstens 20. April l. J. zurückzusenden (ohne Porto), um dem Vereine unnötige Ausgaben zu ersparen. Bei einem Abonnement werden die bisherigen Folgen nachgeliefert

Beste Grüße

„Waldviertler Heimatbund“



Einzelpreis € 3.—

Ganzjährig . € 36.—

Druck: Buchdruckerei
Josef Faber, Krems
an der Donau, Obere
Landstraße Nr. 12;
Verwaltung: Obere
Landstraße Nr. 12

Das

Waldviertel

Zeitschrift für Heimatkunde
und Heimatpflege

Erscheint am 1. jedes
Monats. Eigentümer,
Herausgeber u. Verleger
Waldviertler Heimat-
bund; Hauptschriftleiter
Dr. Heinrich Kauscher,
verantwortl. Schriftlei-
ter Dr. Philipp Kreis,
Krems an der Donau,
Heinemannstraße 12

1. Jahrgang

Krems, 1. April 1952

Nummer 4

Zur Gründung des Stiftes Altenburg

Von Stiftsarchivar P. Gregor Schweighofer

1. Die „Stiftungsurkunde“

Die älteste im Besitz des Stiftes Altenburg befindliche Urkunde ist die sogenannte „Stiftungsurkunde.“ Sie ist datiert vom 25. Juli 1144 und entstand in Krems. Nicht nur deshalb, weil diese Urkunde als „Stiftungsurkunde“ des Stiftes galt, sondern noch viel mehr, weil sie eines der wichtigsten Dokumente zur Geschichte des ehemaligen „Poigreiches“ ist, ist sie in der geschichtlichen Literatur der letzten Jahrzehnte des öfteren behandelt und sehr verschieden beurteilt worden. Ich möchte hier versuchen, die Urkunde vom Standpunkt der Altenburger Tradition aus zu betrachten und ihren Inhalt mit derselben in Einklang zu bringen. Wir wollen uns daher vorerst einmal mit ihrem Inhalt vertraut machen.

Die Urkunde zerfällt ganz offenbar in 2 Teile, von denen der erste rein narrativ die bisherigen Unternehmungen in Betreff der Klostergründung zu Altenburg aufzählt, während der zweite Teil die Stellungnahme des Bischofs Reginbert von Passau als Ausstellers der Urkunde zu einem schon vorhandenen Tatbestand beinhaltet.

1. Teil: Frau Hildburg, die verwitwete Gemahlin des Grafen Gebhard von Bouige gründete (fundavit) mit ihrem Sohn Hermann auf ihrem Besitzort Altenburg bei „St. Stephan“ ein Mönchskloster nach der Regel des hl. Benedikt: „cellam . . . ad titulum beati protomartiris Stephani in loco fundi sui, qui dicitur Altenburch . . . fundavit.“

Als Gründungszweck ist angegeben: Sie verordnete (ordinavit) einen dauernden Gebets-Gottesdienst für das Seelenheil ihres

verstorbenen Gemahls, für das Heil ihrer eigenen sowie der Seele ihres Sohnes (und Mitbegründer dieses Klosters) und für alle Abgestorbenen.

Zum Unterhalt der Mönche gab sie (contulit) unten verzeichnete Güter und ließ diese Zuwendung rechtskräftig machen durch Urkunde und Siegel des Bischofs (nostro scripto et sigillo — also des Ausstellers), ohne daß die dabei anwesenden Zeugen Einspruch erhoben hätten. Und zwar schenkte sie (donavit) den Zweidrittelzehent (Quas siquidem decimarum porciones, nicht „Quas“ siquidem . . . wie in *FRM* II/21, Nr. 1) der ihr seit alters angehörigen Pfarre Horn, außerdem Sanhecu, Lautendorf, Zuglau und Stranzendorf mit allem Zugehör (cum omnibus suis pertinentiis) dem von ihr erbauten Kloster (coenobio a se constructo).

2. Teil: Damit diese Gründung Bestand habe, schützt sie der Bischof gegen alle Usurpatoren durch sein Anathema und behält sich die Absolution Zuwiderhandelnder vor. Sogar seinen Nachfolgern auf dem Bischofstuhl entzieht er die Möglichkeit einer Aufhebung oder Menderung dieser Gründung, etwa gar aus gewinnsüchtigen Gründen, durch die Bestimmung, daß in diesem Fall der Älteste der Gründerfamilie berechtigt sei, durch Reichung einer Goldmünze an den Bischof den ganzen Stiftungsbesitz wieder an sich zu ziehen. Der Bischof erlaubt (permittimus) den Mönchen, zu taufen und Tote zu beerdigen, er konzediert dem jeweils Ältesten der Stifterfamilie (predicte cognationis maior natu) das Vogtrecht und den Mönchen die freie Abtwahl, sodaß ihnen lediglich die Pflicht obliegt, den Erwählten dem Bischof zur Ordination vorzustellen.

Die Zeugen, unter ihnen Hildburgs Sohn Hermann und Graf Adalbert von Rebegou, unterzeichnen nicht, wie ein Bearbeiter das „auribus tractis“ übersetzt hat, „mit goldenen Schriftzügen“, sondern werden „an den Ohren gezogen“, um ihnen Inhalt und Wichtigkeit der Urkunde besser ins Gedächtnis zu prägen.

Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß an der Stelle oder in der Nähe des heutigen Stiftes einmal eine Burg bestanden hat, welche dem Stift und dem Ort zu dem Namen Altenburg verholfen hat. Jedoch ist nicht ohne weiters anzunehmen, daß der für die Klostergründung ausersehene Platz um 1144 tatsächlich eine „alte Burg“ oder auch nur eine Burgruine gewesen wäre. Dafür ist außer dem Namen Altenburg durchaus kein Beweis vorhanden; die Lage des Stiftes sowie die vorhandenen Baureste des Mittelalters sprechen sogar gegen eine solche Annahme. Nach der Kremser Urkunde und unter Berücksichtigung der damaligen Verhältnisse

möchte ich vielmehr die Ansicht vertreten, daß damals — vielleicht an der Stelle einer ehemaligen Burg oder in der Nähe einer solchen — schon seit längerer Zeit eine Stephanskirche stand, welche den religiösen Mittelpunkt des Ortes sowie der näheren Umgebung bildete und zugleich Burg- und Begräbniskirche der nahegelegenen Burg Stein war.

Unter dieser Voraussetzung wäre nicht nur das schwierige Stephanspatrozinium der Neugründung ganz zwanglos zu erklären, sondern auch die Dotierung derselben. Das Stephanspatrozinium legt an sich schon den Gedanken nahe, irgendeine Verwandtschaft mit der Horner Stephanskirche anzunehmen, dies umso mehr, als der Zehent der Horner Pfarre dem neuen Kloster zugesprochen wird. Wenn ich aber daran denke, daß das Kloster weitere Besitzungen in Sanhecu, Fuglau, Lautendorf und Stranzendorf erhält, also in Orten, welche gebietsmäßig in den Bereich der Pfarre Röhrenbach fallen, möchte ich die Stephanskirche Altenburg als Filialkirche Röhrenbach ansprechen, deren Gründung aber allerdings der Initiative und Mithilfe der Poigreichgrafen auf Stein zu schreiben. Daß die Pfarre Röhrenbach als eine der ersten Tochtergründungen der großen Mutterpfarre Strögen zu betrachten ist, steht außer Zweifel. Die vielen Filialgründungen dieser Pfarre (Niedenburg, Fuglau, Haselberg), welche wir nachweisen können, ferner die gewaltige Gebietsausdehnung bis nach Staningersdorf und Berchtoldsdorf (reguliert 1288; *JKM* II/21, Nr. 40) beweisen, daß die Pfarre Röhrenbach außer dem bei Strögen — St. Marcin verbliebenen Kern des Poigreiches fast das ganze Gebiet desselben beherrscht haben muß. Aus denselben Gründen ist wohl auch Neukirchen mit Dietmannsdorf ehemaliges Röhrenbacher Pfarrgebiet, während der Stephanskirche in Horn ebenso wie der Altenburger Stephanskirche als ausgesprochenen Herrengründungen eine gewisse Sonderstellung zuzuschreiben ist.

Wenn die Stephanskirche in Altenburg als Pfarrfiliale auch über gewisse pfarrliche Rechte verfügt, erklärt sich ohne weiteres auch die für eine Klostergründung etwas ungewöhnliche Verleihung des Tauf- und Begräbnisrechtes durch den Bischof als einfache Anerkennung eines schon bestehenden Rechtes, das von der Filialkirche auf das Kloster übertragen wird. Auch die uralte Tradition, welche erst durch die Ansicht des Abtes Honorius Burger unterbrochen wurde, daß nämlich „die Pfarre Altenburg“ ebenso alt wäre wie das Stift, fände hier überraschenderweise ihre Bestätigung. Daß die Pfarre Neukirchen im Altenburger Seelsorgebezirk nicht nur Zehente und Untertanen, sondern auch Pfarr-Rechte besaß, welche erst 1289 (*JKM* II/21, Nr. 97) durch Tausch an die Klo-

sterpfarre fielen, beweist nicht das Gegenteil. Die ursprüngliche Zersplitterung der Pfarrensprengel machte in der Folgezeit sehr viele Zusammenlegungen notwendig und, wie wir oben gesehen haben, vertauscht gerade um dieselbe Zeit (1288) Röhrenbach seine Pfarrenholden in Staningersdorf und Bertholdsdorf an den Propst in Fernegg.

Wenn wir mit Dr. Lechner (Heimatbuch Horn 1., S. 261, Anm. 1) annehmen, daß das „öde Schloß“ bei Altenburg „ursprünglich Sitz der Grafen von Poigen“ war, so ist ebenso notwendig anzunehmen, daß in einiger Reichweite dieses Sitzes auch eine Kirche bestand, als welche wir uns eben die Stephanskirche in Altenburg vorzustellen haben. Es ist überdies eine alte Klostertradition und kann mit einiger Wahrscheinlichkeit auch aus der „Kremser Urkunde“ herausgelesen werden, daß Gebhard von Bouige in der Altenburger Stiftskirche begraben ist. Man konnte nur später mit dieser Tradition nicht viel anfangen, sodaß sie seit Burger langsam abgeklungen ist. Hatte allerdings Altenburg eine Stephanskirche mit dem Begräbnisrecht schon vor der Klostergründung, dann löst sich die Schwierigkeit von selbst. Wer weiß, welche Sorgfalt im Mittelalter der Wahl des Begräbnisortes zugewendet worden ist, dem wird gerade die nachfolgende Klostergründung bei der Grabkirche der Familie nur natürlich erscheinen. Die Mönche haben den Gebetsgottesdienst für das Seelenheil der Stifterfamilie als eine ihrer Hauptaufgaben zu betrachten (*perpetuum ordinavit obsequium*), sagt die Kremser Urkunde ausdrücklich, und sowohl Hildburg selbst wie auch ihr Sohn wollen offenbar in Altenburg „beim hl. Stephan“ begraben sein. Da nach der Altenburger Tradition Hildburg in der Nähe des Klosters ihre letzten Lebenstage verbracht haben soll, haben wir hier ebenfalls an die Burg Stein zu denken, nach welcher sich ihr Sohn Hermann gerne Comes de Lapide (Graf von Stein) nennt und als solcher auch im Altenburger Nekrologium eingetragen ist. Daß wir unter Beachtung alles bisher Gesagten die Erbauung der Altenburger Stephanskirche zumindest in das 11. Jahrhundert verlegen können, wird noch durch eine spätere Urkunde erhärtet. Am 15. Juli 1265 spricht Abt Ulrich in seinem Aufruf an die Gläubigen (ZKA II/21, Nr. 16) von einer „uralten Kirche“ (*antiquitus edificata*), welche wegen ihres hohen Alters (*pre nimia vetustate*) an Mauern und Dachungen schon sehr verfallen ist (*dilapsa*). Ich kann mir nicht denken, daß da von einer Kirche die Rede ist, welche erst vor etwa 100 Jahren gebaut worden ist und bei der es sich nicht etwa, da ja von Mauern gesprochen wird, um eine Holzkirche handelt, wie von P. Friedrich Endl angenommen wurde. Daß dieselbe Urkunde von einer Kon-

sefration der Klosterkirche zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit, der Jungfrau Maria und des hl. Lambert spricht, ist jedenfalls auf eine Restaurierung zurückzuführen, wenn man nicht annehmen will, daß die Kirche, bevor sie Klosterkirche wurde, überhaupt nur „benediziert“ war.

Vergleichen wir nun mit dem Gesagten das alte (aus dem 17. Jhd. stammende, aber ohne Zweifel auf ältere Vorlagen zurückgehende) Rotelbuch des Stiftes. Wir ersehen aus den Bildern nicht nur, daß tatsächlich ein sehr alter romanischer Kirchenbau dargestellt werden soll, der nicht nur an der Stelle der heutigen Stiftskirche steht, sondern sogar ungefähr dieselben Ausmaße besitzen mußte. Im Hintergrunde aber wiederholt sich auf fast allen Bildern eine Burgdarstellung, welche sich nur auf das „öde Schloß“ deuten läßt. Auf einem weiteren Bild ist der hl. Lambert als Patron des Klosters zu sehen, aber gleich auf dem nächsten scheinen die Märtyrer St. Stephanus und St. Veit als weitere Hauptpatrone des Stiftes auf. Es ist dies ein Zeichen, daß St. Stephan auch damals noch als „Patronus secundus“ galt, an welcher Stelle er durch den hl. Lambert verdrängt worden ist.

Da Altenburg im Poigreich nicht das einzige Kloster geblieben ist, sondern etwa 140 Jahre später in St. Bernhard (früher Ehrueg) ein Frauenkloster gegründet worden ist, wird es gut sein, wenn wir uns den Vorgang bei dieser zweiten Poigreicher Gründung etwas näher ansehen. Stephan von Meissau sicherte sich zuerst durch einen Vertrag vom 23. Juni 1277 die Klosterschwestern von Meilan, übersiedelte dieselben bereits am 24. November 1277 nach Ehrueg und brachte sie vorerst einmal provisorisch im sogenannten „Alten Hofe“ unter. Dann erst wurde in Gegenwart der Schwestern und nach deren Plänen und Wünschen das neue Kloster gebaut. Erst am 23. Juli 1284 wurde das fertige Kloster den Schwestern übergeben und mit Besitz ausgestattet (Bl. f. Rdfde, XIV, S. 9 f, 13).

Obwohl sich Stephan von Meissau ganz als „Herr des Poigreichs“ fühlte und darnach handelte und mit Altenburg, wie wir wissen, innigsten Kontakt hatte, will ich nun nicht behaupten, daß er bei St. Bernhard den Altenburger Gründungsvorgang einfach kopiert hat. Aber er kann und wird ihn mutatis mutandis als Vorbild genommen haben. Die Ähnlichkeit ist jedenfalls in die Augen springend. Auch in St. Bernhard wird wie in Altenburg den fünfzigjährigen Insassen ein fertiges Kloster (coenobium constructum) übergeben. Es war doch bei Männerorden noch weniger als bei Frauen Brauch, ihnen ein fertiges Haus zu überantworten, denn die Brü-

der bauten sich ihre Klöster am liebsten selbst und nach eigenen Plänen und ihren Bedürfnissen entsprechend.

Wollten wir nun in Altenburg eine Parallele mit St. Bernhard herstellen, so müßten wir annehmen, daß durch die Herren von Bouige ein Duzend Mönche von St. Lambrecht in Steiermark nach Altenburg berufen wurde. Und diese Mönche bauten hier bei der Stephanskirche selbst ihr Kloster. Erst als der ganze Klosterbau fertig war, der zum Teil vielleicht in einer Adaptierung oder Erweiterung schon bestehender Baulichkeiten bestehen konnte, erfolgte die offizielle Uebergabe. Und das ist ganz der Eindruck, den man, wenn man sich die alten Baulichkeiten vergegenwärtigt, von Altenburg gewinnt. Auch daß der Bau noch (wie in St. Bernhard) auf Kosten der Stifterfamilie erfolgte, ist anzunehmen, denn die in der Kremser Urkunde angegebene Dotierung zum Unterhalt der Mönche ist durchaus keine reichliche. Obwohl die Verwandten der Stifterin sehr bald diesen Besitz vergrößerten, ist Altenburg bis zur großen Garzer Stiftung an Einkünften sehr knapp bestellt, ja es sind Zeichen ausgesprochener Dürftigkeit vorhanden und der geringste Katastrophenfall genügte, den Bestand des Klosters ernstlich zu gefährden.

Noch etwas ist zu beachten. Wenn die Stephanskirche in Altenburg bereits vor allen Gründungsvorgängen Seelsorgskirche war, dann war zur Klostergründung wohl nur die Genehmigung des Bischofs erforderlich, welche bei der Regularen-Freundlichkeit Reginberts sicher ohne Schwierigkeit gegeben wurde. War aber die Stephanskirche bereits Eigenkirche des Bischofs, dann mußte der Bischof gewissermaßen zum Mitbegründer des Klosters werden und auch die Gründungsurkunde mit — ausstellen und —siegeln. Und darauf beziehe ich den Satz der Kremser Urkunde: „. . . eamque collationem . . . et nostro scripto et sigillo roboravit.“ Es wurde also eine Gründungsurkunde ausgestellt, welche von Hilburg selbst, von ihrem Sohn Hermann (una cum ipsa fundatoris eiusdem coenobii), möglicherweise noch einem Vertreter der „Cognatio“ und vom Passauer Bischof gefertigt und gesiegelt wurde.

Folgerichtig ist also die Kremser Urkunde vom 25. Juli 1144 nicht die Stiftungsurkunde des Klosters, sondern das Dokument der Uebergabe desselben in das Eigenkirchenrecht des Bischofs.

Betrachten wir nun von diesem Standpunkt aus die Urkunde noch einmal, so beginnt ihre eigentliche Bedeutung ganz richtig erst nach dem erzählenden Teil mit der Stellungnahme des Bischofs zu der vollzogenen Klostergründung. Er nimmt das Kloster in seinen Schutz, erlaubt den Brüdern die Taufe und das Begräbnis, die

freie Abtwahl, und übergibt dem jeweils Ältesten der Stifterfamilie die Vogtei.

Als weiteren Beweis, daß die Kremser Urkunde gar nicht die Gründungsurkunde sein kann, könnte man noch anführen, daß die Fundationsgüter so ungenau und summarisch angegeben werden, daß diese Urkunde vom Kloster niemals als Beweis seiner einzelnen Besitzrechte hätte gebraucht werden können. Sie weist so offenbar auf ein anderes Dokument hin, das bei dem Akt in Krems vorgelegen ist, daß an dessen Existenz nicht gezweifelt werden kann.

Halten wir zu all dem Gesagten, daß Abt Gallus im Jahre 1543 den Visitatoren auf ihre Frage nach der Gründungsurkunde entgegnete, diese sei in der Hussitenzeit verbrannt und nur mehr ein sogenannter „Lateinischer Brief“ vorhanden (Vis. Prot. 1543, fol. 329), so dürfte auch der letzte Zweifel geschwunden sein.

(Fortsetzung folgt).

Franz Traunfellner, ein Waldviertler Künstler

Von Friedl Desterreicher (Krems)

Obzwar der Name in Kunstpublikationen des In- und Auslandes immer häufiger aufklingt, Kunstfreunde allerorts das Schaffen Franz Traunfellners längst aufmerksam verfolgen, ist der Name bei den Waldviertlern selbst noch nicht so zum Begriff geworden, wie es allein schon das gegen 200 Nummern umfassende, bisher vorliegende graphische Gesamtwerk verdienen würde. — Dem abzuhelpen und dazu beizutragen, daß gerade die Waldviertler auf einen Heimatgefährten stolz sind, der unter so schwierigen Verhältnissen der echten, wahrhaften Kunst dient, ist der Zweck der folgenden Zeilen. —

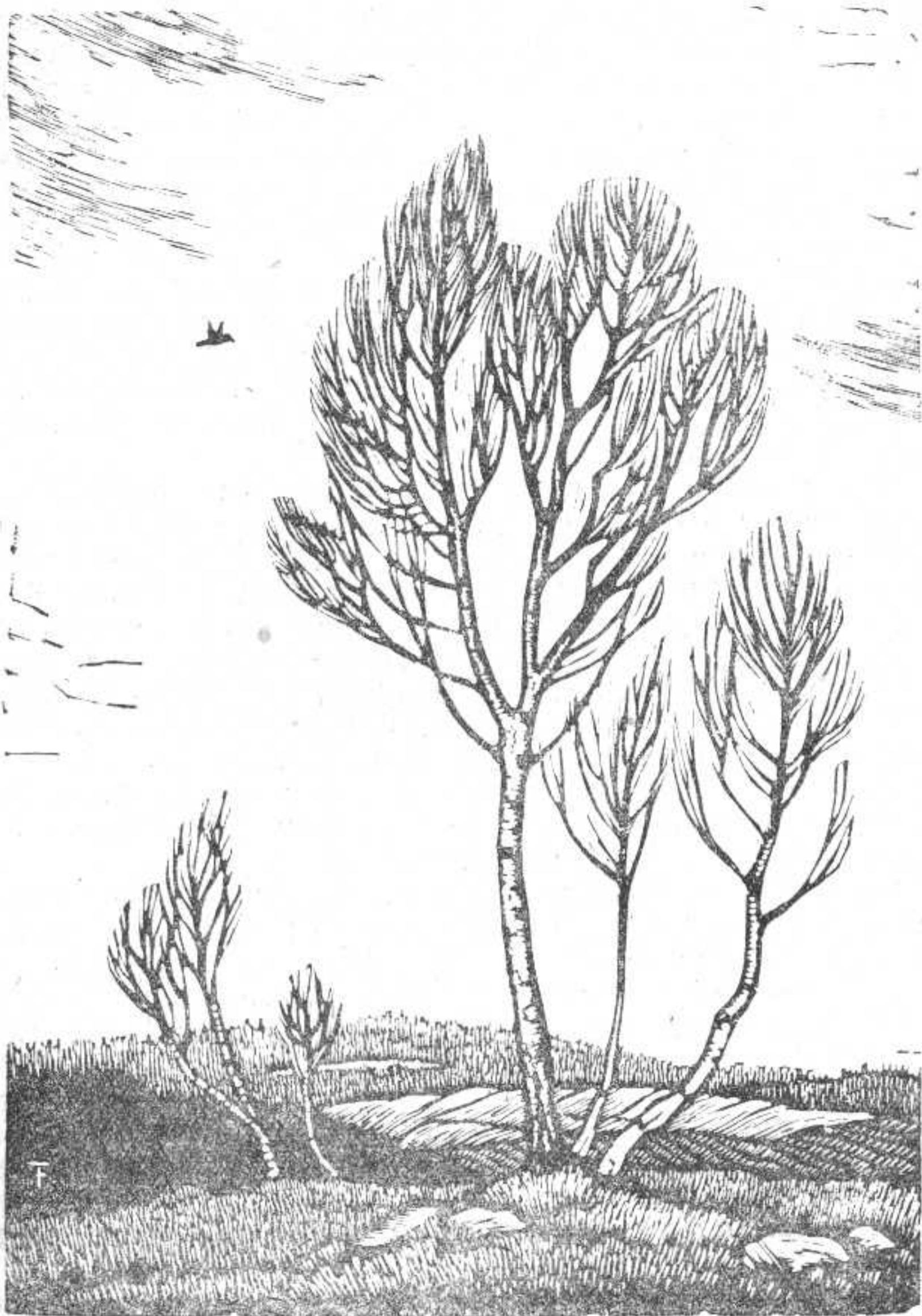
Franz Traunfellner tat am 25. März 1913 in Gerersdorf bei Böggstall (N. De.) seinen ersten Schrei und guckte erstmals in die kleine, enge Welt, in die er hineingeboren worden war. Ein bäuerliches Haus, eine Landwirtschaft, zu klein, um davon leben zu können, weshalb in der dürftigen Werkstatt landwirtschaftliche Werkzeuge und Geräte hergestellt und ausgebessert wurden. — In diese Gegend verirrt sich nur selten jemand, der nicht in nächster Nachbarschaft lebte. Dennoch scheint eine holde, gute Fee sich damals in das Traunfellner-Haus verirrt zu haben. — Aber nein, Feen wissen natürlich immer, was sie tun, und undankbar wäre es, zu glauben, nur zufällig habe die gute Fee dem kleinen Franzl ein wahrhaft königliches Geschenk in die Wiege gelegt, das zunächst allerdings unsichtbar und noch nicht zu erkennen war: Die Welt mit

Künstleraugen zu sehen und dazu die hohe Gabe, das Geschaute bildhaft darzustellen, auf daß auch die Mitwelt sich daran erfreuen möge. —

Die zeichnerische Begabung zeigte sich schon in der Volksschule. Seine mit Kreide an die Schultafel rasch hingeworfenen Zeichnungen machen den Mitschülern viel Spaß und rufen die Aufmerksamkeit der Lehrer hervor. Später tritt einer jener glückhaften Umstände ein, wie er mitunter bestimmenden Einfluß auf ein Menschenleben gewinnt. Ein in Böggstall lebender Beamter mit Namen A. Reidhart, der aus innerem Drange der Kunst in seinen Mußestunden diente und ein begabter Maler war, entdeckte den jungen Franz Traunfellner und nahm sich seiner mit warmem Herzen an. Er stellte ihm seine reichhaltige Bücherei zur Verfügung, er unterwies ihn im Zeichnen, regte an, förderte in jeder Weise dieses von ihm erkannte Naturtalent und wurde ihm so mehr und mehr zum liebevollen Lehrer und Freund. — Wie das bei Landfindern der Fall zu sein pflegt, werden diese von jung auf zu allen Arbeiten herangezogen. Auch unser Franz Traunfellner hilft tüchtig mit, in der Landwirtschaft sowohl, als auch in der Werkstatt des Vaters. Da lernt er wohl auch die Eigenschaften des Holzes kennen, was ihm später bei Bervollkommnung seiner Technik des Holzschnittes und Holzstiches, zu der er sich besonder stark hingezogen fühlt, sehr zustattenkommen sollte. — Es ist eine farge, aber doch glückliche Jugend. Wissenshungrig greift er nach den Büchern. Doch immer wieder wandert er hinaus, um aus dem großen Bilderbuch der Natur zu lernen und das Geschaute zeichnerisch zu erfassen. — So reist er heran als Mensch und als werdender Künstler, es formt sich sein Charakter und die künstlerische Betätigung geschieht aus schöpferischem Drange. Lastlos arbeitet er an sich selbst, ist selbstkritisch und bleibt unverbildet und unbeeinflußt durch Kunstrichtungen, wie sie an Akademien und Kunstschulen unvermeidlich sind. —

Wenn von dem starken Talent, das ihm in die Wiege gelegt worden war, schon gesprochen wurde, dann darf eines anderen, außergewöhnlichen Umstandes nicht vergessen werden. Niemals wurde im Elternhaus diesem inneren Drange zur Kunst etwas in den Weg gelegt, eine andere Berufswahl gewünscht oder empfohlen. Vielmehr haben diese schlichten Menschen mit tiefer innerer Anteilnahme und Freude die Entwicklung und Reifung echten Künstlertums miterlebt. —

1935 starb Reidhart, schon lange schwer leidend, und Traunfellner fand sich nun, mittlerweile 22 Jahre alt, völlig auf sich allein gestellt. Der Nachlaß des väterlichen Freundes ging auf ihn über, worunter sich u. a. auch Holzschnittwerkzeuge befanden.



Franz Traunfellner: Junge Birken (Holzschnitt) aus dem Gedichtband
Franz Petuelli: Lob der Landschaft

Traunfellner hat sich die Technik des Holzschnittes aus sich selbst allein erarbeitet. Die starke Ausdruckskraft und Klarheit dieser Technik sprach ihn stark an. Im Gegensatz zur Malerei erlaubte diese auch eine öftere Unterbrechung der Arbeit, was in Hinblick auf die nötige Mithilfe in der Wirtschaft wichtig war. So blieb nicht gerade sehr viel Zeit für seine „Liebhaberei“, doch mußte er sie in ernster Weise zu nützen. Auf die in dieser Zeit entstandenen Blätter wurde der bekannte akadem. Maler und Radierer Prof. Kromer v. Hohenwolf in Melk aufmerksam. Dieser nahm sich nun in wahrhaft freundschaftlicher Weise des ungewöhnlichen jungen Talentes an und vermittelte ihm vor allem die technischen Kenntnisse der Radierung. Auch die Verbindung mit anderen Künstlern stellte Prof. Kromer her, u. a. wurde auch Prof. Blauensteiner auf den jungen Waldviertler aufmerksam, der schon recht bedeutende Proben seines Könnens vorlegen konnte. —

Das war 1939 und Franz Traunfellner trat nun erstmalig in verschiedenen Ausstellungen, in Wien, Brünn, Stuttgart und Berlin an die Öffentlichkeit. — Die gezeigten Blätter finden starke Beachtung und Anerkennung. 1941 würdigt der Maler Oskar Matulla in einer Waldviertler Zeitschrift diesen bodenständigen, urwüchsigen Künstler, der wie kaum ein anderer die Landschaft seiner Heimat darzustellen weiß. Der zweite Weltkrieg schafft eine ungewollte Zäsur, denn 1941 bis 1945 war Traunfellner Soldat und hatte nur wenig Gelegenheit zu künstlerischer Arbeit. —

Während seiner Soldatenzeit lernt er seine nachmalige Frau kennen und gewinnt an ihr den allzeit verstehenden Kameraden für sein weiteres Leben und Sonnenschein in das Haus. —

Nach diesen entgangenen Jahren drängt die gleichsam aufgestaute Gestaltungskraft zu fleißigster Arbeit. Man muß sich fragen, wie er für das umfangreiche graphische Werk, das nun entsteht, die Zeit aufbringt. Denn immer noch muß er dem alternden Vater in der Wirtschaft helfen und als dieser 1951 starb, ruht nun die ganze Last allein auf seinen Schultern. Die Bewältigung der wirtschaftlichen Probleme kann seine Schaffensfreude nicht schmälern. Es bedrängen ihn förmlich die künstlerischen Aufgaben, die er sich selbst stellt und immer zahlreicher vor sich sieht. Davon befreit ihn allein die schöpferische Arbeitsleistung und zahlreiche graphische Blätter sammeln sich in seinen Mappen an als reiche Ernte dieser Jahre. —

1948 bringt er im Rahmen der N.Ö. Landesausstellung in Krems eine kollektive Schau seiner besten und interessantesten Blätter und erhält die große silberne Medaille. 1950 folgt eine vom Kulturannt der Stadt Krems veranstaltete Kollektivausstel-

lung (zusammen mit Prof. Suppantichitsch und Sepp Jahn). Beide Veranstaltungen tragen dazu bei, daß kunstverständige Kreise auf Franz Traunfellner aufmerksam werden. So erscheint in einer französischen Fachzeitschrift „L'Ex-libris français“ (1951) ein Aufsatz Hubert Bonty-Wimmer's über das zeitgenössische österreichische Exlibris, in dem Traunfellner stark herausgestellt wird und eine seiner besten Arbeiten auf diesem Gebiete der Gebrauchsgra-



Ex-Libris für Imma v. Bodmershof

phik, das Exlibris für Imma v. Bodmershof, reproduziert wird. Der Antwerpische Exlibris-Kring bringt gleichfalls 1951 eine Oesterreich-Mappe heraus, in der er mit seinem Exlibris für Franz Petuelli vertreten ist. In jüngster Zeit wird in dem „Oesterreichischen Jahrbuch für Exlibris und Gebrauchsgraphik“ Band 38 in einem Aufsatz von Toni Hofer „Kleingraphik alter und neuer Kräfte“ der Künstler ausdrücklich als einer der beachtlichsten „Neuen“ erwähnt, dessen Schaffensfreudigkeit aber auch in größeren Holzschnitten starken Ausdruck findet. —

Wird er zur Buchillustration herangezogen, bewältigt er die ihm gestellte Aufgabe mit vollendeter Einfühlungsgabe, was den Buchinhalt betrifft, wofür „Petuelli: Lob der Landschaft“, „Schmuck-Höbarthen: Grünbüsche und Graugestein“ und „Pfandler: Der Hehmann“ Zeugnis geben. Für die M. J. Schmidt-Ausstellung im Vorjahr schuf er die graph. Mappe „Ehrenmal für M. J. Schmidt“ mit 5 Originalholzschnitten, von welchen das Blatt „Hauptschiff der Minoritenkirche“ als eine künstlerisch und technisch hervorragende Arbeit besonders hervorgehoben werden muß. Die Mappe, die bald vergriffen sein wird, sollten sich Liebhaber von Graphik nicht entgehen lassen. Diese Mappe und weitere neun große Blätter wurden jüngst vom N.Ö. Landesmuseum angekauft. Eine erfreuliche Anerkennung für den nicht mehr zu übersehenden niederösterreichischen Künstler. —

Es kann in dem beschränkten Rahmen dieses Aufsatzes nicht in Einzelheiten eingegangen werden, wie auch leider bloß 2 Wiedergaben graphischer Arbeit angebracht werden können. — Nur so viel sei gesagt, daß es keine Uebertreibung ist, wenn wir behaupten, daß kaum einer uns das Wesen der Waldviertler Landschaft, ihrer Wälder, der Dörfer und einsamen Siedlungen, der Stimmungen jeder Tages- und Jahreszeit, mit den sparsamen Mitteln der Graphik besser und wahrer vor Augen führte. Meisterhaft sind die in den letzten zwei Jahren entstandenen winterlichen Holzschnitte, von denen der Waldviertler Dichter Wilhelm Szabo mit Recht sagt, daß sie so eigen das Kalt-Fremde, Dräuende der abendlichen Winterlandschaft beschwören und in ihrer Echtheit und Wahrhaftigkeit so stark ans Herz greifen. — Dazu gehört auch der Holzschnitt „Heimkehrer“ besonders erwähnt, ein Kriegsverwundeter, der durch den Schnee stapft. — Franz Traunfellners graphisches Werk wirkt niemals bloß durch die vollkommene Beherrschung der angewandten Technik, sondern es ist die unbedingte Wahrhaftigkeit, die den Beschauer anspricht. Gleichgültig, ob es sich um Holzschnitt, Holzstich oder Radierung handelt, wobei er die Technik der kalten Nadel mit Vorliebe und mit unübertrefflicher Wirkung anwendet. Er hat auf dem Gebiete der Porträtzeichnung bedeutende Proben seines Könnens abgelegt. Er malt Blumenstücke mit Bevorzugung der Blumenkinder des bäuerlichen Gartens, die ihm in der Nuancierung der Farbe und leicht ins Ornamentale gehend, prächtig gelingen. Wendet er beim Holzschnitt einmal die Farbe an, dann geschieht es nur sparsam, oft ist es allein die Färbung des Papiers, die zu stärkster Wirkung verhilft. —

Franz Traunfellner ist noch verhältnismäßig jung. Seine künstlerische Entwicklung vollzieht sich im wahren Sinne organisch,

wie der Baum wächst in seinem Bodengrund und die Jahresringe ansetzt. Wir können dieses ständige Wachstum an seinem Schaffen wahrnehmen. Nur ein großer Künstler bringt es fertig, mit sparsamsten graphischen Ausdrucksmitteln eine so eindringliche Sprache zu reden. —

In seiner ländlichen Abgeschlossenheit bildet die Verbindung mit vielen namhaften Künstlern des In- und Auslandes einen notwendigen Ausgleich. Das stärkste Erlebnis und allerbeste Ausdruckskraft schöpft der Künstler aber immer aus der Stimmung der heimatischen Landschaft. —

Die Anerkennung seines Kunstschaffens spornt ihn an, sie ist notwendig für den so ehrlich der wahren Kunst dienenden Menschen Franz Traunfellner. Er ist viel zu bescheiden, als daß er anders als durch sein Werk zu uns sprechen würde. Trotz aller Beschränktheit der Mittel auf dem Gebiete der Kunstförderung gibt es in unserem Leben immer noch die Möglichkeit, durch Aufträge, sei es auf dem Gebiete der Gebrauchsgraphik, der Porträtzeichnung oder durch Ankauf eines Kunstblattes als Wandschmuck im eigenen Heim, als willkommenes Geschenk an kunstverständige Freunde, dem Künstler die materielle Existenz und damit die Voraussetzung seines Schaffens zu erleichtern. Man sagt den Waldviertlern mit Recht nach, daß sie auch in der Entfernung von der Heimat einen starken Zusammenhalt aufweisen. Möge sich diese Verbundenheit auch darin ausdrücken, daß die Freude und Stolz an dem Waldviertler Künstler Franz Traunfellner empfinden, darüber hinaus jeder auf seine Weise auch betätigen. Das ist es, was in unserer materiellen Zeit nötig ist, soll nicht das Kunstschaffen verdorren. Wir sollten dankbar sein, daß uns eine solche starke künstlerische Kraft, die sich ehrlich und schwer durchgerungen hat, geschenkt ist, daß es sie überhaupt noch gibt!

Mocka—r und hocka—r und pfnotten und trenzen, mit den kimmt nix außä;
Kopfhängad, grad als wann am d' Heaner ös Brot hätten gfressen,
Dös macht 's Schlimmi nöd guit;gidanka—r ös Guiti noch besser.

Josef Misson — Da Naz!

o

Schau, Naz, mörk dir das fein: wegn da Höflichkeit is no koans gstraff

word

Halt dih nur ritterla, d' Fremd zügelt d' Leut, is a Sprichwort, a Wahrwort.

Josef Misson — Da Naz!

„Protocol über die vorkommenden politischen Handlungen und hierüber ertheilte Bescheide De Anno 1790“ ist ein Band überschrieben, der aus der Karlsteiner Amtskanzlei stammt und für die Zeit vom 23. April 1788 bis zum 26. Februar 1820 Protokollnachträge enthält. Eintragungen, die für die Ortsgeschichte der untertänigen Dörfer von Bedeutung sind, und solche, die sonst von Interesse sind, sollen mitgeteilt werden. Für die Ueberlassung des Bandes zum Studium sei dem Lehrer Franz Mehofer bestens gedankt.

Ein Protokoll vom 31. Dezember 1790 gibt Aufschluß über den Schulbau in Münichreith und über die Besoldung des Schullehrers daselbst. Vor dem Karlsteiner Herrschaftsverwalter Franz Ehemann erschienen der Schullehrer Andre Staudinger von Münichreith und die Ortsrichter Matth. Moßbeck von Münichreith, Lorenz Kessel von Hohenwart, Matth. Moßbeck von Göpfritschlag, Johann Demmer von Thurau, Paul Sax von Griezsbach und Thomas Haidl von Karlstein. Der Schullehrer von Münichreith erklärte: Da nun in Münichreith die Schule erbaut und das Schulzimmer genügend groß ist, alle Kinder aufzunehmen, sollen alle schulfähigen Kinder von den Eltern in die Schule zum Unterrichte geschickt werden; er sehe ein, daß manchen Eltern mit vielen Kindern die Zahlung der gesetzlichen Schulgebühr schwer falle. Wenn aber alle Eltern ihre Kinder in Zukunft ordentlich in die Schule schickten, wolle er sich herbeilassen, auf einen Teil der gesetzlichen Schulgebühren zu verzichten; er würde sich mit einem Gulden jährlich, der in Beträgen von 15 Kreuzern vierteljährlich gereicht werden könnte, begnügen und er würde es an seinem schuldigen Fleiß nicht mangeln lassen.

Die Ortsrichter waren für ihre Gemeinden mit diesem vorteilhaften Antrag einverstanden, doch wünschten sie, daß diese Gebühr nicht verlangt werde, wenn ein Kind ein Vierteljahr oder länger krank sei oder wegen eines Leibsgebrechens nicht in die Schule geschickt werden könne. Der Antrag des Schullehrers wurde mit dieser Einschränkung vom Herrschaftsverwalter als gültig bestätigt.

Ein Protokoll vom 14. Hornung 1802 handelt vom Kapellenbau in Schlader. Der Richter Franz Hebinger und die Geschworenen Josef Klang, Georg Neumeister, Josef Trauner und Andre Grünwald aus Schlader brachten in der Amtskanzlei vor: Die ganze Gemeinde hat sich entschlossen, in der Mitte des Dorfes, wo dormalen ihre Glockensäule steht, eine Kapelle zu bauen und sie

mit Schindeln einzudecken, damit sie den Rosenkranz nicht mehr wie bisher auf öffentlichem Platz abhalten müßten, sondern dafür einen vor Kälte und schlechter Witterung gesicherten Unterstand hätten. Dazu wurde noch bemerkt: Schlader ist von Buch über dreiviertel Stunden entfernt. Da im Winter manchmal sogar die stärksten Männer kaum nach Buch kommen können, müßten die Leute von Schlader des nachmittägigen Gottesdienstes meistens entbehren. Zur Zeit dieses Gottesdienstes wollten sie in der geplanten Kapelle einen Rosenkranz beten. Auch glaubten sie, daß ihr Herr Pfarrer, der ihnen öfter im Jahr in der Behausung des Richters christlichen Unterricht gebe, dies in einer Kapelle besser tun könne.

Richter und Geschworene von Schlader erklärten ferner, daß Baumaterial sei schon größtenteils bereitgestellt und jeder wolle gern seinen Beitrag leisten, und sie versicherten, daß ihnen ihre Nachkommen für dieses christliche Unternehmen danken und ihr Möglichstes zur Aufrechterhaltung der Kapelle beitragen würden. Schließlich baten sie, die Herrschaft möge ihr Unternehmen billigen, den Platz zum Kapellenbau angeben und ihnen an die Hand gehen, daß ihnen der Bau vom Konsistorium erlaubt werde.

Die Herrschaft gestattete den Bau unter der Bedingung, daß der Pfarrer von Buch und das Konsistorium nichts dagegen hätten. Als die Herrschaft am 2. Juni 1802 anfragte, wie hoch die Kosten für den Kapellenbau sein würden und woher sie die Mittel dazu nehmen wollten, erklärte das Dorf Schlader, man habe 200 fl bar, das nötige Bauholz und den größten Teil der Schindeln vorrätig; da die Herrschaft die Erlaubnis zum Brennen der erforderlichen Ziegel gegeben habe, hoffe man, den Bau ausführen zu können, der auf 500 fl komme. Jeder Gemeindeangehörige sei bereit, den auf ihn fallenden Zuschuß und die nötigen Zug- und Handrobot zu leisten. Die zukünftige Erhaltung könne ihren Nachkommen nicht schwer fallen, weil sie von ihren Hausgründen jährlich einige Einkünfte hätten, wovon allfällige Reparaturen bestritten werden könnten.

Nun mögen einige Eintragungen privatrechtlicher Natur folgen, so einige Ansuchen um Erteilung einer *H e i r a t s b e w i l l i g u n g*. Der aus Kossa gebürtige Invalide Florian Schön vom Regiment Alebeck, der im Krieg den rechten Arm verloren hatte, bat am 3. Dezember 1803, die Anna Maria Pfabiganin aus Thures heiraten zu dürfen, und am 16. Oktober 1802 hatte der aus Thuma stammende Invalide Andre Weiß um die Bewilligung zur Eheschließung mit Katharina Kargl aus Oberndorf angesucht, die 150 fl besaß. Dem minderjährigen Mühljungen Johann Wurz wurde die

Heirat mit Anna Marie Schwarzin nicht gestattet, weil er wegen der schlechten Aussichten bei seinem Gewerbe und seiner schwachen Körperkonstitution keine Aussicht habe, eine Familie erhalten zu können. Darauf erbot er sich, bei seinem zukünftigen Schwiegervater das Zimmerhandwerk zu erlernen und sich bis dahin mit Taglohn und Wollspinnen fortzubringen.

Auch ein Militärentlassungsansuchen ist eingetragen. Die Viertellehnerin Edelböck in Griebbach suchte um Entlassung ihres Sohnes Josef beim Infanterieregiment Aleebeck an, da sie 64 Jahre alt sei und am 29. Oktober 1800 ihr Haus samt Fehsung und Geräten durch Feuer vernichtet worden sei.

Folgende geschäftliche Eintragungen sind bemerkenswert. 1823 verpachtet Ignaz Hauer von Münichreith ein Haus mit Gastwirtschaft und Fleischhauerei dem Wirt Matthias Blümel von Weifertschlag um 330 fl jährlich. Der Karlsruher Wirt Franz Mandl hatte 1818 — 1821 sein Haus mit Einrichtung und Schankrecht dem Andre Zwinz von Poibes um 165 fl im Jahre verpachtet.

Der Waidhofner Rauchfangkehrer Anton Kroppus vereinbarte um dieselbe Zeit mit den Dorfrichtern der Herrschaft Karlsstein, er werde zweimal im Jahr, im Fasching und vor dem Schnitt, die Rauchfänge kehren, wofür ihm Bauern und Kleinhausler 4 Kreuzer, Ausnehmer und Inleute 3 Kreuzer zahlen sollten. Dabei wurde erwähnt, daß sich die Leute vielfach weigerten, die Rauchfänge kehren zu lassen.

Auch Protokolle über Gerichtsfälle finden sich. Eines vom 16. November 1793 meldet: Der Pferdeknecht Johann Strohmayer, der beim Pfarrer in Buch diente, war am letzten Sonntag im Wirtshaus des Josef Appel in Buch bei der Musik, um sich zu unterhalten. Während eines Tanzes hat ihn der Kantor (Unterlehrer) von Buch einigemal gestoßen, worauf ihm der Knecht eine Ohrfeige gab. Bald darauf erhielt der Knecht vom Zimmerhansl 6 Hiebe auf den Kopf und Franz Appel und der Richter Josef Voldolt packten den Knecht bei der Brust, rissen ihn herum und warfen ihn gegen drei Uhr früh zur Tür hinaus. Sodann drang der Zimmerhansl durch das Fenster ins Freie, schlug ihn erbärmlich, zerriß ihm das Gewand und schleppte ihn gegen das Wirtshaus, wo ihn noch Voldolt und Appel mißhandelten. Der Knecht, der am ganzen Körper und besonders am linken Auge so zugerichtet war, daß er drei Tage nicht arbeiten konnte, verlangte 30 fl Schmerzensgeld und für den Bader in Thana einen Dukaten Heilungskosten. Zeugen sagten aus, der Knecht habe die Beschuldigten in gemeiner Weise beschimpft. Wie der Fall erledigt wurde, ist nicht verzeichnet.

Endlich soll noch ein Ansuchen um Aufhebung eines Urtheiles angeführt werden. Der Maurergesell Johann Egel aus Poibes war 1819 verurtheilt worden, weil er seit 1807 ohne Paß flüchtig war und in Ungarn, Wien und Baden gearbeitet hatte. Mit Rücksicht auf seinen steifen Fuß wurde er um Sistierung des Urtheils bittlich. Auch hier fehlt die Erledigung.

„Fahrendes Volk“

Von Karl Höfer

Zu meiner Kinderzeit, so um 1880 herum, als Böhmen und Mähren noch zu Oesterreich gehörten und deren Grenzen gegen unser Waldviertel noch kein Hindernis bildeten, gab es allerlei Leute, die von Dorf zu Dorf zogen, um sich auf verschiedene Art ihr Stückchen Brot zu verdienen.

Für uns Dorfkinder war die Ankunft solcher Leute jedesmal ein Ereignis und bald war eine kleine Schar nasenbohrender und fingerlutschender Knirpse und Dirnlein um sie versammelt.

Da kam der

Scherenschleifer.

Der war ein Italiener aus dem ehemals österreichischen Venetien, er hieß Giuseppe Tarussio, hatte im österreichischen Heere gedient, war mit Kaiser Max 1863 — 1867 in Mexiko gefangen und später wieder freigelassen worden.

Er verstand recht gut Deutsch; selbst aber sprach er es so komisch, daß man beim Zuhören unwillkürlich lachen mußte; dann war er aber nicht etwa böse, sondern lachte selbst mit.

Trotz seines Alters war er noch immer ein schöner Mann mit einem gewaltigen, schwarzen Schnurrbart, hatte in jedem Ohrläppchen ein goldenes „Klinslerl“ (rundes Metallplättchen), trug einen schwarzen Kalabreser (hohen, spitzen, breitkrempeigen Hut), eine kurze Foppe und eine weite, lange Hose, beide aus braunem Schnürsamt.

Er war sparsam und nüchtern und nahm neben der geringen Bezahlung gerne ein Essen oder Nachtlager an, ohne jedoch zu betteln.

Er grüßte immer mit einer tiefen Verbeugung und tiefem Schwenken des Hutes, war immer freundlich, lustig und redselig und konnte pfeifend wundervoll Vogelgezwitscher nachahmen. Er war eine grundehrliche Haut und überall gerne gelitten, immer nett und rein, nie zerrissen oder schlampig.

Nun schon Reichsitaliener, kam er in jedem Frühjahr mit seinem Karren zu Fuß über die Alpen in unser Waldviertel bis in die deutschen Gegenden Südböhmens und wanderte dann im Herbst mit dem ersparten Gelde denselben Weg zurück zu seiner Familie in die Heimat.

Er schob einen einrädri gen grünen Karren mit einem Kästchen, das oben mit Schwungrad, Schleifstein und Wasserbehälter als Werkstätte, und darunter als Vorratsraum für Wäsche, Schwarzwaren, Werkzeuge und alle die Sachen, die ein umherziehender Scherenschleifer eben braucht, ausgestattet war.

Vom Schwungrad mit der Kurbel nach abwärts führte eine Stange zum Trittbrett, das der Mann — auf einem Fu ße stehend — bewegte und so Schwungrad und Schleifstein in rasche Drehung versetzen konnte.

Auf dem Dorfplatze vor dem Gasthause stellte er den Karren ab und machte sich an das Einsammeln stumpfer und beschädigter Messer und Scheren.

Wir Kinder begleiteten ihn auf allen seinen Gängen, alle seine Reden und Gesten genau wahrnehmend; so mögen einst die Kinder von Hameln und Korneuburg ihrem Rattenfänger gefolgt sein.

Den Kindern aus den Häusern, wo er Arbeit bekam, schenkte er Fingerringe aus glänzendem Messing mit bunten Glassteinen, die den Neid der Uebergangenen erregten.

Hatte er genügend Messer und Scheren gesammelt, so kehrte er zu seinem Karren zurück, begann das Rad zu drehen und die Klirren zu schleifen; zwischendurch scherzte er mit den Kindern oder ließ das Vogelgezietscher hören.

Endlich erlahmte bei uns der Reiz der Neuheit, der Hunger meldete sich und wir verließen uns, den fleißigen Scherenschleifer alleinlassend.

Wenn er dann seine Messer und Scheren gewissenhaft abgeliefert und die geringe Entlohnung entgegengenommen hatte, zog er mit seinem Karren in die nächste Ortschaft weiter.

Und so kam er viele Jahre, im Frühjahr und im Herbst, bis er einmal ausblieb; wahrscheinlich hatte ihn in der Heimat oder auf der Wanderschaft der Tod überrascht und seinem ruhelosen Leben ein Ende gesetzt.

Das „Mariazellerweiberl.“

Meist zweimal während der besseren Jahreszeit kam ein Weiblein angerückt. Sie hatte ein altes Kopftuch um, unter das sie mit nicht sehr sauberen Fingern öfters fuhr und fragte, weiters trug sie eine alte Jacke und mehrere Röcke, deren oberster mit allerlei

Fliesen besetzt war. Die Füße staken in Fetzen und in zu großen, löchrigen Schuhen. Für Nettigkeit und Reinlichkeit mangelte ihr das Verständnis.

In der einen Hand hatte sie einen hohen Pilgerstab, der oben ein kleines Kreuz trug und mit dem sie nun schon etwas müde die Straße entlang stapfte, in der andern Hand hielt sie einen großen Rosenkranz; wie eine Pilgergestalt aus dem Mittelalter kam sie uns vor. Auf dem Rücken schleppte sie an zwei Gurten einen Buckelkorb aus Weidenruten.

Sie stammte aus dem tiefsten Böhmen und konnte, obwohl sie schon jahrelang durch unser Land nach Mariazell und zurück wanderte, außer Tschechisch kaum ein paar Worte deutsch. Lesen und Schreiben waren ihr unbekannt, auch ihr Alter wußte sie nicht anzugeben. Ob sie jemals verheiratet war, wußten wir nicht; doch sollte sie in Böhmen in verschiedenen Orten Kinder haben, die sich aber um sie nicht kümmerten.

Auf ihren Wanderungen lebte sie ausschließlich vom Betteln, es waren überall genug mitleidige Leute, die dem alten Weiblein ein Essen und ein Nachtlager auf Stroh gewährten; dafür schenkte sie dann den Kindern kleine, nicht ganz saubere Mariazellerbildchen. Auch von meiner Mutter bekam sie jedesmal zu essen; wir Kinder hielten uns wegen des Kratzens unter dem Kopftuche, das wohl eine Ursache haben mußte, von ihr fern.

In ihrem Buckelkorbe brachte sie ihren tschechischen Landsleuten die bestellten Kaffehäferl, Heiligenbilder, Rosenkränze und Magentropfen aus Mariazell mit. Sie dürfte auch die Vermittlerin von Bitten, Gelübden und sonstigen Anliegen ihrer Landsleute in Mariazell gewesen sein; dadurch ersparte sie vielen das Wallfahren, die sie dann dafür über den Winter duldeten.

Auch dieses Weiblein kam einmal zur fälligen Zeit nicht mehr; wahrscheinlich hatte sie ihre letzte Reise angetreten.

Auch der

„Guckkastenmann“

der in der besseren Jahreszeit anrückte, konnte seine tschechische Abstammung nicht verleugnen. Er war nicht mehr der Jüngste. Er bettelte nicht, nahm aber ein Essen und ein Nachtlager gerne an.

Auf einem Karren brachte er seinen „Guckkasten“ daher, der aus einer Kiste gemacht war. In der Vorderwand hatte er eine Vergrößerungslinse eingesetzt. Innen war die Kiste mit schwarzem Papier ausgeklebt. Der rückwärtige Teil des Deckels war aufklappbar; dort wurden die zu betrachtenden Bilder eingelegt und zugleich beleuchtet. Obwohl die ganze Apparatur jedweder Feinheit ent-

behrte und man ihr das Selbsterzeugnis schon von weitem ansah, war das für uns Dorfkinder etwas ganz ungeheuer Seltsames und Spannendes.

Zuerst kam der Guckkastenmann in die Schule. Aber umsonst war die Vorstellung nicht: es kostete für jeden einen Kreuzer. Nun rannten die Kinder heim und bestürmten die Eltern um das Geld; dann rannten sie wieder, den Kreuzer fest in der schwitzenden Faust, zurück. Für diejenigen, die zu weit wohnten, oder die Armen, die den Kreuzer nicht aufbringen konnten, zahlte der Lehrer.

Nun nahm der Mann aus seinem Sack einen Pack auf Pappendeckel aufgeklebter Bilder, die er dann eines nach dem andern durch den halb geöffneten Deckel in den Kasten zum Betrachten einschob.

Erst den Kreuzer her, dann durfte man durch die Linse sehen!

Die meisten Bilder waren sogenannte Feigenkaffeebilder, die aus Feigenkaffeepackungen stammten und die er sich bei Kaufleuten und Krämern zusammenbettelte.

In grellen Farben gedruckt, sah man da die Erschießung des Kaisers Max von Mexiko, die Seeschlacht bei Vissa, den Kronprinzen Rudolf mit seiner Frau usw., Ereignisse, die meist schon mehr als ein Vierteljahrhundert zurücklagen; man sah Luftballons hoch über der Erde, Segelschiffe zwischen Eisbergen, feuerspeiende Vulkane und wilde Tiere zum Fürchten.

Aber es gab auch Bilder aus Zeitungen, die bloß schwarz auf weiß Ereignisse aus aller Welt darstellten.

Und zu allen Bildern gab der böhmakelnde Guckkastenmann seine Erklärungen und wenn er z. B. sagte: „Das is Kaiserin tote“ (die aufgebahrte Leiche der Kaiserin Elisabeth), so lauschten wir Kinder aufmerksamer als bei der Predigt des Pfarrers am Sonntag. Wenn aber jemand lachte oder sich darüber lustig machen wollte, dann wurde dieser Mann ernstlich böse.

Der gerade das Auge an der Linse hielt, gab Rufe des Erstaunens und Entzückens von sich, jeder wollte schon zum Durchschauen drankommen und suchte den Hineinschauenden wegzuziehen, der hielt sich am Guckkasten fest, sodaß dieser oft in Gefahr kam, umgeworfen zu werden und der Guckkastenmann ihn oft nur noch im letzten Augenblick auffing und so sein Betriebsgerät rettete. Alle Kinder waren in Aufregung und Unruhe: es war ein ewiges Stoßen und Drängen.

Und es gab ein Geschnatter und Erzählen und Ausrufe der Verwunderung! Die Kinder rannten nach Hause und schilderten das Geschehene in solch glühenden Farben und mit solch hinreißender Wucht, daß nun auch einzelne Väter und Mütter, Knechte und

Mägde zögernd kamen, ihren Kreuzer zahlten und durch die Linse die Wunder anstarrten.

Durch das viele nahe Hineinschauen und Reden war die Linse so angelaufen, daß sie der ganz stolze Guckkastenmann immer wieder mit seinem bunten Schneuztuch abwischen mußte.

Und wenn nicht der Hunger wach geworden wäre, so wären wir Kinder überhaupt nicht mehr vom Guckkasten wegzubringen gewesen. Aber so leerte sich doch allmählich der Platz und nur ein paar ganz Begeisterte sahen noch zu, wie der Mann seine Bilder einpackte, den Deckel schloß und weiterwanderte.

Aud ihn dann etwa ein Bauer zum Essen ein, gab es dann dort noch eine Gratisvorstellung.

Der Guckkastenmann mit seinem Kasten und den Bildern war noch lange unser Gespräch.

Auch er ging einmal und kam nicht wieder.

„Dö Zigeiner kumman.“

War das eine Aufregung in unserm kleinen Dorfe.

Die Nachricht: „Dö Zigeina kumman!“ verbreitete sich blitzschnell im Orte.

Auß Häusern und Höfen hörte man die Befehle:

„Kinder, kummts glet eina!“ „Mariedl, spirr d' Hea ei!“ „Kieserl, treib d' Gänz hoam!“ „Franzl! hol d' Goas eina!“ „Michal, treib d' Schof hoam!“ „Peperl, bring d' Wäsch eina!“ „Seppl, mochs Toar zua!“ und zum Nachdruck und Hinweis auf die Dringlichkeit jedes Befehles folgte stets der Nachsatz: „Dö Zigeiner kumman!“

Es entfaltete sich eine ungewohnte Geschäftigkeit. Im Nu leerte sich der Dorfplatz. Kinder rannten, stolperten, fielen hin, flennten, wurden von größeren nach Hause geschleppt. Hühner und Gänse wurden gelockt, gescheucht, getrieben und mit Steinen beworfen. Zum Bleichen aufgelegte Leinwand und zum Trocknen aufgehängte Wäsche wurde eilig ins Haus gebracht. Tore und Türen wurden zugeworfen und verriegelt, Fenster wurden geschlossen und Leitern in den Hof gebracht.

Im Gasthaus machten sie die sonst immer so einladend offene Türe zu; der Krämer schloß sogar die Fensterläden.

Die schleunigst vom Feld geholten Hausväter gingen noch rasch einmal ums Gehöft.

Das ganze Dorf, ja, jedes Haus glich einer Festung, die die Belagerung erwartet. Und still war es auf einmal draußen, wie noch nie. Nur die Hunde waren ganz aufgeregert und bellten wie verrückt. Die Kinder, denen man gesagt hatte, daß die Zigeuner kleine

Kinder stehlen, waren jetzt besonders brav, tuschelten in einer Ecke und wagten sich nicht zum Fenster.

Und schon hörte man müde klappernde Pferdehufe, Wagengerassel und Volksgemurmel; man sah an der Kirche vorbei die altersschwachen dünnen und müden Pferde vor den Wagen mit durchlöcherten und geflickten Plachen auf den Ortsplatz einbiegen. Es waren oft vier, fünf und mehr Wagen.

Borne unter den Plachen saßen die Kosselenker, die mit fremdartigen Zurufen, Flüchen und Peitschenhieben das Letzte aus den armen Tieren herausholten, neben ihnen und in der hinteren Plachenöffnung alte Weiber und junge Dirnen, und aus den Böchern der Plachen zeigten schmutzige Fingerchen und guckten kohl-schwarze Neuglein.

Aber ehe noch der Troß hielt und die alten Weiber von ihren Sitzen krochen, die Dirnen und Burschen von den Wagen sprangen und die halbnackten Kinder hinten von den Wagen purzelten und ausschwürmten, war auch schon der stämmige Bürgermeister mit zwei handfesten Gemeinderäten da, der den Zigeunerältesten vor sich kommen ließ, ihn anwies, unter seiner Gesellschaft Ordnung zu halten und der ihm dann den Lagerplatz zeigte. Aus dem nächsten Haus wurde dem Zigeuner ein Sack Kartoffel, einige Bündel Heu und einige Scheite Holz ausgefolgt; nun entfaltete sich ein reges Lagerleben.

Die Männer tränkten und fütterten die Pferde, Weiber machten Feuer an und hängten Kessel darüber, gingen zum Krämer oder ins Gasthaus wo man sie nur einzeln einließ. Männer suchten Flickarbeit an Kesseln und Pfannen, Weiber und Dirnen baten um Milch, Brot und Fezen für die Brustkinder und wollten dafür wahr sagen; die Kinderschar verteilte sich zum Betteln. Es gab einen ganz ungewöhnlichen Betrieb im Dorf, bis sich endlich spät abends das Völklein beruhigte und sich in und unter den Wagen zur Ruhe legte.

Die Bauern und Knechte in den Häusern sahen noch einmal nach den handlichen Stöcken und Ochsenziemern in der Stubenecke, ließen die Hofhunde von den Ketten und gingen diese Nacht nicht schlafen. Es war auch keine Kleinigkeit; man war ganz auf sich selbst angewiesen: damals waren die Gendarmerieposten dünn gesät und stundenweit entfernt.

Endlich brach der Morgen an, die Zigeuner kochten wieder ab, versorgten wieder ihre Pferde, spannten sie vor die Planwagen und fuhren ab.

Das Dorf atmete auf; zur Ehre der Zigeuner muß gesagt werden, daß Brände, größere Diebstähle und sonstiger grober Unfug

nicht vorkamen, was wohl auch der Gutherzigkeit und Mildtätigkeit unserer Waldviertler Bauern zu verdanken war.

Auch diese Zigeunerwanderungen gibt es nicht mehr.

Ich habe versucht, aus dem fahrenden Volk, das einst zu Fuß, mit Pferd und Wagen unsere Waldviertler Straßen belebte und die Städtchen und Dörfer heimsuchte, einige markante Gestalten und ihr Treiben wieder ins Leben zu rufen.

Wenn ich nun noch eine kurzgefaßte Aufzählung der mir noch in Erinnerung verbliebenen Leute anfüge, so darf auch diese Aufzählung keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen.

Ich nenne nur Akrobaten, Feuerfresser, Messerwerfer, Seiltänzer und Zauberer, Bärenführer und Tierbändiger. Da war ein kleiner, ungewöhnlich dick ausschauender Mann, der vor einem schnell ausgeborgten Tische in sein Wams griff und zum Erstaunen der Umstehenden einige größere und kleinere vierfüßige Tiere herausholte, die dann Kunststückchen machten und nach beendeter Vorstellung wieder unter dem weiten Wams verschwanden.

Es kamen „Böhmische Musikanten“, meist zu vieren, die oft gar nicht so schlecht spielten; zwei Harfenistinnen, die ihre fast schon vergessenen Saiteninstrumente schlugen und dazu Ritterromane und Moritaten sangen; dann Werfelmänner mit Holzbein und alter Soldatenmütze, die auf dem Peierkasten ein grell angezogenes Aeffchen oder einen kleinen Papagei, der Glückszettel zog, mitführten.

Es gab Bandelkramer, Kochlöffel- und Holzwarenhafterer, Kastelbinder und Pfannenslicker, Siebmacher.

In den Wintermonaten zogen „Krowotten“ mit einem Winkel auf dem Rücken umher. Sie kamen aus Mähren oder aus der Slowakei und handelten mit Gemüsesamen, Anis, Fenchel, Kümmel, Knoblauch, Zwiebel u. Süßholz. Wir Kinder bestürmten die Mutter, daß sie uns um einige Kreuzer Süßholz kaufe. Als der Mann ein etwas gar kleines Stück abschchnitt, sagte die Mutter: „Aber Mann, Ihr gebt aber wenig her!“ Und der Krowott antwortete: „Ondersmol friegste mehr!“

Da kamen die „Kraner“ (Krain) mit ihren Kraxen (flache hohe Kasten) auf dem Rücken, die aus den vielen Schubladen der Kraxe Kämme, Zahnbürsten, Seifen, Halsbinden, Handschuhe, Hosenträger und Strumpfbänder anboten.

Und pünktlich zum Kirchtag stellte sich jedes Jahr der „Gotscheberer“ (Deutsche aus Gottschee in Krain) mit seinem Korb und Rucksack ein, der mit kleinen Nummernzetteln zu 10 Kreuzern und

Nummernsäckchen als Gewinnste Sardinienbüchsen, Schachteln und Primpinzen (Pfefferminzzeltchen), Drangen und Feigen ausspielte und mit feiner Sprache Aufsehen machte.

Mit seinem Wagen fuhr der Lumpensammler ins Dorf, ging von Haus zu Haus und übernahm Sadern und Stoffreste für die Papiermühlen, auch Knochen; dafür tauschten die Bäuerinnen Näh- und Sicherheitsnadeln, Hasteln, Knöpfe, Bandeln und anderes Zeug ein.

Dann gab es noch allerlei Hausierer, Komödianten, „Künstler“ und mehr.

Zum Schluß will ich noch der braven „Tiroler Marie“ gedenken. In ihrer schmucken Heimattracht, das Haar in einem feinen Netz und darüber den breiten schwarzen Tirolerhut mit der Goldschnur und den zwei großen Goldquasten, fuhr sie mit den in Wachstuch eingeschlagenen Stoffballen auf einem Wägelchen, vor das ein kleines Pferd gespannt war, von Ort zu Ort bis nach Deutschböhmen hinein. Mit dem Pferdchen redete sie wie mit einem Menschen, streichelte und tätschelte es. Und wenn es dann im Stalle rastete und sie selbst mit ihrem Winkel Schnittwaren in der Nähe verhandelte, so hielt ihr kleines Hündchen auf dem Wagen treulich Wache und duldete keine Annäherung fremder Leute.

Die Tiroler Marie duzte jedermann, so auch eine junge Lehrerin; als diese darüber aufgebracht war und ihr das „Du“ sagen ausstellte, sagte die biedere Tirolerin: „Na, na, tu Dir beschwegnix an, wir Tiroler sagen zum Kaiser a Du“, worauf sich das Fräulein wieder beruhigte und ihr auch etwas abkaufte.

Viel später erfuhren wir, daß die Tiroler Marie in einem Gasthaus des Nachbarstädtchens erkrankt und gestorben war. Im Amtsblatt soll dann ein Aufruf an ihre Erben wegen des Nachlasses gestanden sein. Hoffentlich fanden ihre beiden treuen Begleiter, Pferdchen und Hündlein gute Herren.

Durch den Zerfall Oesterreich-Ungarns und die neuen Grenzen wurden vielen dieser Leute ihre Freizügigkeit und damit die Verdienst- oder Bettelmöglichkeit genommen, durch Kino und Radio wird moderne Unterhaltung geboten, durch Bahnen, Kraftwagen und Fahrrad wurden leichte Einkaufsmöglichkeiten geschaffen.

Die Zeiten für das „Fahrende Volk“ waren vorbei.

Kehrt öppa's Glück bei die ein, so leb nöd alla cavala,
Blei bein an Gleicha, Mittelstraß, goldas Maß, nöd über d' Schnur haun.
s' Glück is ja kugelrund, kugelt so leicht wieder doni wia zuba.

Josef Misson (1803—1875).

Waldviertler Vereine in Wien

Geselligkeitsverein „D' Waldviertler Gmütlichkeit“, Wien 7.,
Kirchberggasse 7

Geselligkeitsverein „Gmütliche Waldviertler Ottenschlag“,
Wien 21., Donaufelderstraße 75

„Waldviertler Heimatklub Litschau und Umgebung“, Wien 17.,
Jörgerstraße 11

Wohltätigkeits- und Geselligkeitsverein „D'Waldviertler in
Wien“, Wien 15., Mariahilferstraße 167

Tafelrunde ehemaliger Horner Studenten, Wien 9., Schwarz-
spanierstraße, Restaurant Bauer

Waldviertler in Wien!

Besuchet eure Landsleute!

BUCHDRUCKEREI: Herbert Faber & Co., Wien III.,
Hetzgasse 20 — Ruf U 12-0-36

GASTSTÄTTEN: Anton Schild, Wien 19., Neustift a. W.
Nr. 99, Fernruf B 12-4-66

Ferdinand Schild, Wien 18., Gentzgasse 23,
Fernruf A 13-8-06



Betueli — Traunfellner

Lob der Landschaft

Preis 24 Schilling

Sorgfältig ausgestaltet, bereitet dieses Buch
jedem, der für die Schönheit unserer Heimat
Verständnis hat, eine große Freude.

Verlag Josef Faber, Krems a. d. D.

In jeder Buchhandlung erhältlich



Weinkellereien

Eduard Jasky

n.ö. Schank- u. Sortenweine, Süßweine

KREMS a. d. DONAU

Frauenbergplatz 4

Neuerscheinungen des Verlages Josef Faber, Krems a. d. Donau

FRANZ BIBERSCHICK

Krems, Stein und Mautern

Eine kunst- und kulturgeschichtliche Wanderung durch diese Donaustädte. — Mit einer geologischen Kartenskizze, 3 Plänen, einer Uebersichtskarte und mehreren Textillustrationen versehen. — Halbleinen, 204 Seiten, S 36.—.

HANS PEMMER

Geschichte des Marktes Rehberg

Der Verlauf der geschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung des Kremser Stadtteiles Rehberg wird in übersichtlicher und gut gegliederter Form zur Darstellung gebracht.

Als Sitz einer alten Grafschaft kommt dieser Burg über die örtliche Bedeutung hinaus ein besonderer Platz in der Geschichte des Landes Niederösterreich zu.

In allen Buchhandlungen erhältlich!
